

Notker der Stammler

Autor(en): **Blanke, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1944)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NOTKER DER STAMMLER

Die engere Heimat Notkers des Stammlers ist nicht mit voller Sicherheit auszumachen. Eine Quelle aus dem 13. Jahrhundert nennt die Ortschaft Elgg bei Winterthur als seinen Geburtsort, aber diese Angabe steht auf schwachen Füßen. Es mag Elgg genug sein, daß es – im 16. Jahrhundert – einen anderen Großen, Giordano Bruno, wenigstens beherbergen durfte, aber als Geburtsstätte Notkers kommt es kaum in Betracht. Viel besser als Heimatort Notkers bezeugt ist das an der rechten Seite der oberen Thur, südlich von Wil (St.Gallen) gelegene Jonschwil, ein Toggenburger Bauerndorf, das neuerdings in manchen Erzählungen Heinrich Federers, der dort als Kaplan amtete, seine dichterische Verklärung gefunden hat. Hier, wo er auch im Jahre 1913 ein einfaches Denkmal erhielt, dürfte Notker um 840 geboren sein.

Der Name «Notker» ist altgermanisch und bedeutet Kampfspeer. Als «balbus» hat sich Notker selbst bezeichnet und wird seither mit dem Beinamen Balbulus von anderen Notkern unterschieden. Balbus und Balbulus heißt «Stammler»; Notker war also unfähig, bestimmte Laute richtig zu bilden. Da er trotzdem der Klosterschule als Lehrer dienen konnte, ist zu vermuten, daß sein Sprachfehler nicht allzu stark war. Noch eine zweite äußerliche Eigenheit Notkers ist uns bekannt: Er war, wie die *Casus Sancti Galli* Ekkehards IV. erzählen, schwächlichen Körpers. So zeigt ihn z. B. eine vielleicht auf Augenzeugenerinnerungen zurückreichende farbig ausgeführte St.Galler Miniatur. Da sitzt im Schreibraum des Klosters, das kapuzenbedeckte Haupt auf die linke Hand gestützt, in der Rechten ein Buch, eine mittelgroße, zartgebaute Gestalt im benediktinischen Ordenskleide; ein grauer Bart umrahmt das schmale, knochige Antlitz.

Unter den inneren Eigenschaften Notkers hebt der vierte Ekkehard zunächst in konventioneller Weise die mit Strenge gepaarte Milde und die Geduld in Widerwärtigkeiten hervor, aber dann fährt er weiter: «Bei plötzlichen und unvermuteten Dingen war er etwas schreckhaft (*timidulus*), abgesehen von den ihn beunruhigenden

Dämonen, denen er sich gewiß kühn entgegenzustellen pflegte.» Dem gebrechlichen Leibe entsprach, wie wir es oft antreffen, eine seelische Verfassung, die wir wohl heute als leicht neurasthenisch benennen würden. Als Äußerung dieses Zustandes wird die Schreckhaftigkeit erwähnt, aber sicher sind die Teufelsanfechtungen, von denen Notker besonders häufig und besonders heftig heimgesucht wurde, als Ausdruck derselben nervösen Anlage zu verstehen.

Zwei dieser Dämonenangriffe werden in den Klostergeschichten (Kap. 41 und 42) genau geschildert. Notker ist des Nachts allein in der Klosterkirche, um zu beten. Da hört er auf einmal das Knurren eines Hundes, das zuweilen in Schweinegrunzen übergeht. Daran, daß der Hund auch zu grunzen versteht, erkennt Notker, daß er es mit einer Verkörperung des Satans zu tun hat. Mutig zündet er ein Licht an, um nach dem Tier zu suchen. Da stürzt der Hund hervor und zerrt den Mönch mit den Zähnen an den Kleidern. Notker erwehrt sich des Angreifers, indem er den in der Nähe stehenden Stab des heiligen Gallus zur Hand nimmt und so lange auf den Hund niederhaut, bis der Stab zerbricht. Erst jetzt kann der Teufel in Hundsgestalt, der unter Wehgeschrei die Hiebe hatte dulden müssen, entfliehen. Ein andermal sitzt der Böse am hellen Tag im Deckengebälk der Kirche, um auf Notker zu warten. Dieser kommt und streckt sich auf den Boden zum Gebet hin. Da nimmt der Teufel eine Tafel der durchbrochenen Decke und wirft sie nach dem Betenden, der sich nur durch rasches Emporspringen retten kann. Diese Anekdoten brauchen keineswegs erfunden zu sein, sondern sie können auf Berichte Notkers selber zurückgehen, der in seinem bisweilen von Halluzinationen bedrängten Geist derartige Zweikämpfe mit dem Satan wirklich erlebt zu haben geglaubt hat. Aber mag auch die Psyche Notkers des Stammers krankhafte Züge aufweisen, sein Werk trägt nichts Krankhaftes an sich.

Notker ist am berühmtesten als Sequenzendichter. Die Sequenzen waren ein Bestandteil des Meßgottesdienstes. Zwischen der Verlesung der Epistel und des Evangeliums singt der Priester das sog. Graduale, einen Psalm, der mit einem Alleluia ausklingt. Die letzte Silbe des Alleluia (das -ia) wurde bis ins 9. Jahrhundert in einer langen, wortlosen Tonreihe gesungen. Diese Tonbewegungen nannte man Sequen-

tia, weil sie auf das Alleluia folgten. Eine Sequenz ist also zunächst eine Melodie. Weil es sich um eine Melodie ohne Text handelte, war es schwer, sie sich einzuprägen. Darum ging man dazu über, zum Zwecke der leichteren Behaltsamkeit den langen Tonfolgen Worte zu unterlegen. Man schuf also zu den vorhandenen Sequenzmelodien – es gab deren viele – Lieder. Auch diese Lieder hießen Sequenzen. Eine Sequenz kann also sowohl eine Melodie als auch den Text dazu bedeuten. Notker ist nicht der Urheber der Sequenzendichtung, aber er ist ihr größer Meister. Er hat aber nicht nur Texte für Sequenzmelodien geschaffen, sondern er hat die Melodien, wo sie für seine Strophen zu kurz waren, selbständig erweitert, er war also auch Komponist, und zwar «der erste Komponist deutscher Abstammung, den die Geschichte kennt» (Peter Wagner). Einzelne seiner Vertonungen haben sich noch erhalten. (Eine Würdigung des Tonsetzers Notker gibt Peter Wagner in einem besonderen Beitrag «St.Gallen in der Musikgeschichte» in Samuel Singers Bändchen «Die Dichterschule von St.Gallen», 1922.) Die originelle, vor 70 Jahren zuerst geäußerte und seither oft wiederholte Ansicht, Notker habe sich bei der Schöpfung seiner Melodien durch die Alphornweisen, Hirtenlieder und Kuhreihen der ostschweizerischen Bergler befruchten lassen, ist, wie W.Sichardt jüngst gezeigt hat, ebenso haltlos wie die andere, daß in der Melodik der heutigen schweizerischen Bergbevölkerung noch der Niederschlag der Sequenzentöne zu finden sei.

Notker hat für alle Feste des Kirchenjahres Sequenzen gedichtet und sie in zwei Büchern herausgegeben; aber unglücklicherweise haben spätere Zeiten dieser Sammlung auch solche Sequenzen beigefügt, die nicht von Notker herrühren. Die Forschung bemüht sich seit Jahrzehnten, die echten Notkersequenzen unter den unechten herauszufinden. Dabei ergab sich beispielsweise, daß das bekannte Lied «Media vita in morte sumus» – Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen – nicht auf Notker zurückgeht. Die Zahl der wirklich auf Notker zurückreichenden Sequenzen beträgt nach dem Urteil P. von Winterfelds, des bedeutendsten Kenners der Notkerschen Dichtung, sechzehn. Dazu gehört die Ostersequenz, aus der im folgenden nach der im Versmaß des Urtextes gehaltenen Übertragung von Paul von Winterfeld einige Strophen wiedergegeben sind:

Dem aus Grabesnacht
 Auferstandnen Heiland huldigt die Natur:
 Blum' und Saatgefil'd
 Sind erwacht zu neuem Leben;
 Der Vögel Chor
 Nach des Winters Rauhreif singt sein Jubellied.
 Heller strahlen nun
 Mond und Sonne, die des Heilands Tod verstört,
 Und im frischen Grün
 preist die Erde den Erstandnen,
 Die, als er starb,
 Dumpf erbebend ihrem Einsturz nahe schien.

Diese Zeilen entzücken noch heute durch ihre Einfalt. Schlicht und wahrhaftig ist die Formgebung, die auf besonderen Schmuck, sogar – mit zwei, drei Ausnahmen – auf die Beiwörter verzichtet. Meisterlich, wie hier in derselben Weise wie in den Liedern Terstee-gens, Paul Gerhardts, Goethes oder Hermann Hesses mit sparsamen Worten eine tiefbeglückende Wirkung erreicht wird. Und dieser Natürlichkeit war Notker fähig in einem Zeitalter, dessen Dichtkunst infolge der Übermacht der antiken Vorbilder zu Schwulst und hohler Rhetorik neigte!

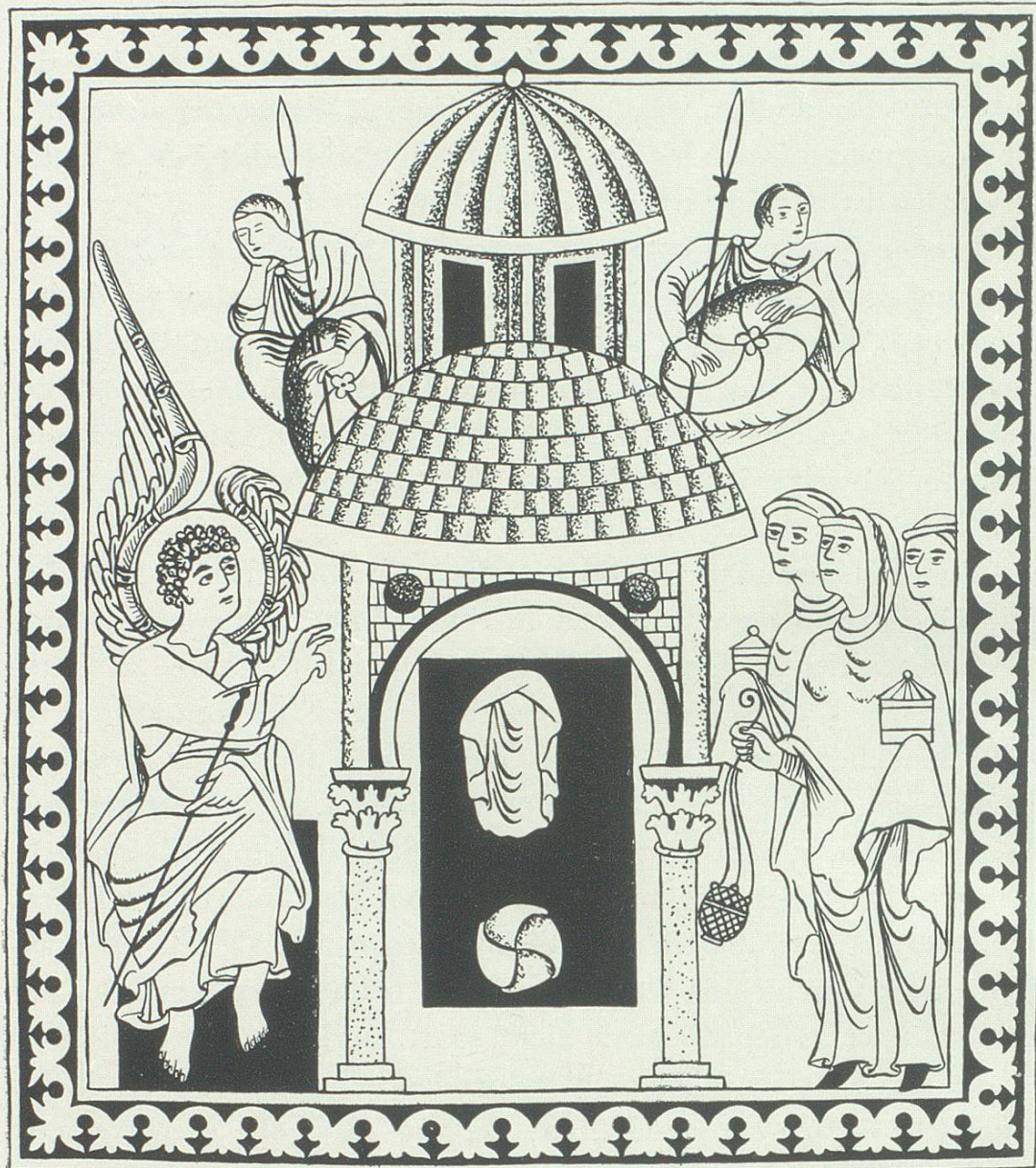
Klar und schlicht ist auch der Gehalt der Ostersequenz. Da wird nicht geprunkt mit Gedankenfülle, sondern *ein* Blickpunkt regiert. Wenn von unserem Gedicht gesagt wurde, «hier gestaltet sich zum erstenmal im Mittelalter tiefstes Naturempfinden» (Hermann Reich), so ist das soweit richtig, als diese liebevolle Versenkung in unscheinbare Vorgänge des Naturlebens, diese Andacht zum Einfachen in der Natur, uns im Mittelalter vor der Ostersequenz so nicht entgegen-tritt. Aber man muß hinzufügen, daß es nicht die eigentliche Absicht unseres Liedes ist, die Natur zu verherrlichen, sondern es will Christus verherrlichen, indem es zeigt, wie jeder neue Frühling eine Huldigung ist an den Heiland, der an Ostern vom Grab erstand. Dieser Grund-gedanke der Ostersequenz ist nicht völlig neuartig, sondern er ist die Abwandlung eines Gesichtspunktes, der von Anfang an die Natur-betrachtung der christlichen Kirche beherrscht hat: Die Schöpfung ist dazu da, um den Schöpfer und Erlöser zu preisen. Diese Anschau-ung, die ihren schönsten Ausdruck im «Lobgesang der Kreaturen»

des heiligen Franz gefunden hat, geht letztlich auf den 148. Psalm zurück. Es ist also der Glaube der Kirche und nicht in erster Linie das subjektive Empfinden, was Notker in seinem Ostergesang ausspricht, und es scheint mir von hier aus fraglich, ob man Notker, wie es üblich geworden ist, als Lyriker bezeichnen kann.

Notkers Sequenzentexte und -melodien haben eine gewaltige Verbreitung gefunden. Denn sie sind uns sowohl in deutschen wie in italienischen, französischen und englischen Handschriften überliefert, und das beweist, daß sie in allen diesen Ländern im Meßgottesdienst gebraucht wurden, so daß man mit S. Singer sagen kann, «daß niemals ein Schweizer Komponist oder Dichter eine derart weitreichende Wirkung ausgeübt hat».

Der Dichtermusiker Notker war auch ein vortrefflicher Erzähler, wie seine lateinisch geschriebenen Karlsanekdoten, sein zweites Hauptwerk neben den Sequenzen, beweisen. Es handelt sich um 55 Kurzgeschichten (ausgezeichnet verdeutscht von Karl Brüggemann im 440. Bändchen der Inselbücherei), die um den bereits zur Idealfigur gewordenen frommen, milden, gerechten, weisen, reichen, freigebigen, hochherzigen, nie rastenden, immerwachen, listigen, hellsichtigen, starken, herrlichen, ruhmreichen, kriegerischen, unerschrockenen, niebesiegten, furchtbaren, unvergleichlichen Kaiser kreisen. Die meisten dieser Geschichten werden in einem behaglichen Volkston, der mit kräftiger Anschaulichkeit nicht spart, berichtet, aber mitunter erhebt sich die Darstellung zu hinreißendem Schwung, wie z. B. in der Anekdote «Karl vor Pavia», aus der ein Abschnitt hierhergesetzt werden soll.

«Der vor Karl dem Großen geflohene Otker steht mit König Desiderius auf dem Turm zu Pavia, von wo beide das feindliche fränkische Heer erwarten. Dort sagt Otker zu Desiderius: ‚Wenn du auf den Feldern eine eiserne Saat starren siehst und Po und Tessin mit eisenschwarzen Meeresfluten die Mauern der Stadt überschwemmen, dann können wir erwarten, daß Karl kommt.‘ Er hatte das noch nicht zu Ende gesprochen, als zuerst im Westen und Norden es sich wie eine finstere Wolke zu zeigen begann, die den hellsten Tag in schauerliche Schatten hüllte. Und als der Kaiser näher und näher kam, ging von dem Glanz der Waffen den (in Pavia) Eingeschlossenen ein Tag auf,



*Osterbild aus Antiphonar Hartker Nr. 390 | 391
10.–11. Jahrhundert
aus der Stiftsbibliothek St.Gallen*

dunkler als alle Nacht. Da sah man auch ihn, den eisernen Karl, eisern behelmt, mit eisernen Ärmeln bewehrt, die eiserne Brust und die breiten Schultern eisern gepanzert. Die eiserne Lanze hochaufgerekkt hielt seine Linke umschlossen, denn die Rechte war stets bereit für den siegreichen Stahl. Die Außenseite seiner Hüften, die man sonst freiläßt, um leichter aufsitzen zu können, war bei ihm mit dünnen eisernen Schuppen bedeckt. Von den Beinschienen brauche ich nichts zu sagen, sie waren ja im ganzen Heer aus Eisen gebräuchlich. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Roß erglänzte eisern wider von Farbe und stolzem Mut . . . Eisen füllte die Felder und Wege, der Sonne Strahlen wurden zurückgeworfen von dem blinkenden Eisen. Dem starren Eisen bezeugte das Volk todesstarr gezielte Ehre: bis tief unter die Erde drang das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen. ‚Das Eisen, wehe, das Eisen!‘ so tönte das Geschrei der Bürger durcheinander. Vor dem Eisen erbebten die festen Mauern, und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Männer. »

Unter die Erzählungen von Karl dem Großen hat Notker andere eingestreut, von denen er sagt, daß sie nicht von Karl handeln, die er aber doch, weil sie in der Umwelt des Kaisers spielen, bringen will. Dazu gehört die von J. und W. Grimm in die «Deutschen Sagen» aufgenommene Geschichte von dem Thurgauer Eishere, einem Kraftprotzen, der sich gewaltiger, im Slawenland vollbrachter Heldentaten brüstet, von dem aber alle zu Hause wissen, daß er es nicht einmal fertigbringt, sein Roß in die Thur zu treiben. «Es war da ein Mann aus dem Thurgau – schon durch seinen Namen ein großer Teil des furchtbaren Heeres (Karls des Großen), er hieß Eishere – von solchem Körperbau, daß man hätte glauben mögen, er sei aus dem Geschlechte Enaks, wenn nicht soviel Zeit und Land dazwischen läge. So oft er an den Thurfluß kam, der durch die Gießbäche aus den Alpen anschwell und überfloß, und er sein mächtiges Roß, ich will nicht sagen in die Strömung, ja nicht einmal in das ruhiger fließende Wasser treiben konnte, nahm er es beim Zügel und zog es schwimmend hinter sich her und sagte dabei: ‚Beim Herrn Gallus, ob du willst oder nicht, du mußt hinterdrein!‘ Und im Gefolge des Kaisers mähte er die Böhmen, Wilzen und Avaren wie das Gras und spießte sie wie Vögelchen auf seine Lanze. Als er nun wieder heimkam und ihn die Müßiggänger

fragten, wie es ihm denn im Wendenlande gefallen habe, sagte er, entrüstet über die Frage und voller Verachtung der Feinde: ‚Was soll ich mit diesen Fröschen? Ihrer sieben oder acht oder auch neun steckte ich mir meist auf meine Lanze und trug sie hierhin und dorthin, und dabei brummt sie, ich weiß nicht, was. Es war nicht der Mühe wert, daß der Herr König und wir uns mit solchen Würmern herumschlügen.‘ »

Aus dieser wie aus mancher andern der Karlsanekdoten blitzt der Schalk hervor. Damit stoßen wir auf einen Zug, der für Notker wesentlich ist: Notker der Stammler ist Humorist, ja er ist der erste, der im Mittelalter den Humor in die Kunstdichtung eingeführt hat. Er dichtete Tierfabeln fröhlichen Charakters und Tierschwänke und ist deshalb schon als der Hans Sachs des Mittelalters bezeichnet worden. Im folgenden seien die Tierfabel vom Kalb und Storch und der Tierschwank vom Floh und Zipperlein angeführt. Ein Schwank will lediglich zur Erheiterung dienen, während eine Tierfabel eine Nutzanwendung in sich schließt. Bei der Fabel vom Kalb und Storch heißt dieselbe: Wer selbst Mängel hat, soll nicht andere kritisieren oder, wie wir heute etwa sagen: Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Beide von Notker in Verse gesetzte Stücke gebe ich in der Übertragung von Paul von Winterfeld.

KALB UND STORCH

Das Kalb irrte betrübt umher auf einer Wiese und suchte nach seiner Mutter. Kam ihm der Storch entgegengestellt und sprach: «He, Bruder, was brüllst du so kläglich? Was läufst du so traurig herum, wo alles grünt und blüht?» Sprach das Kalb: «Ach, Bruder, nun sind es schon drei Tage, daß ich keine Milch mehr gekriegt habe und mit leerem Magen umherlaufen muß.» – «Sei doch kein Tor, dich darum zu härmern», erwiderte der Storch, «daß *ich* nicht sauge, ist nun schon volle drei Jahre her.» Das Kalb aber sah ihn verdächtig an: «Was das für Nahrung sein muß, wovon *du* lebst, das zeigen auch klärlich deine Beine.»

FLOH UND ZIPPERLEIN

Wie man sagt, hat einst die *reichen*
Leute nur der Floh gebissen,
Und das Zipperlein geplagt
Nur des *armen* Mannes Glieder.
Aber wenn der Floh die Reichen
Nachts im Finstern zwicken wollte,
Ward ein Licht herzugebracht
Und es war um ihn geschehen.
Ließ das Zipperlein sich nieder
In des armen Mannes Füßen
Durfte er darum doch nicht ruhn,
Und es hatte nichts als Unrast.
Solchermaßen hatten beide
Böse Tage auszustehen:
Eins ward hin- und hergejagt,
Und dem andern ging's ans Leben.
Trafen einst die zwei zusammen,
Klagten sich ihr Leid einander,
Und sie kamen überein,
Ihre Rollen auszutauschen.
Zipperlein seit jenem Tage
Zwickt des reichen Mannes Füße,
Und den Armen beißt der Floh,
Wenn zu Bette er gegangen.
Der hat nichts zu tun und faulenzet:
Da mag Zipperlein sich pflegen;
Und es stört ein müder Mann
Nicht den Floh bei seiner Arbeit.

Solche Töne bei Notker überraschen. Wie reimt sich diese Schalkhaftigkeit mit der furchtsamen Gemütsart des Dichters und mit seinem ernstesten Glauben zusammen? Wir betrachten diese heiteren Dichtungen Notkers nicht als Ausdruck der lustigen Stimmung oder des Witzes, sondern des Humors, und wahrer Humor erblüht ja immer nur auf dem Untergrunde einer gläubigen Haltung. Humor ist das «trotzdem Lachen» mitten in aller Angst der Welt. So verstanden passen die Schwänke nicht schlecht zu den Sequenzen, ja diese Mischung von Heiterkeit und Ernst gibt dem Bilde Notkers des Stammers erst die rechte Vollendung.